

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 55 (1951-1952)

Heft: 10

Artikel: Dein Schicksal ist in der Hand

Autor: Flückiger, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hinauszuschieben schien, wenn nicht ein Wunder geschah.

Endlich, im Jahre 1931, trat tatsächlich dieses «Wunder» ein, das Portugal rettete: England ging

von der Goldwährung ab! Portugal schloss sich dem «Sterlingblock» an und damit gelang es auch, die Folgen jenes ungeheuren Finanzbetru-
ges zu überwinden.

Von Richard Pilaczek

Dein Schicksal in der Hand

Von F. Flückiger



Den Denkern des Altertums und auch vielen späteren galt der menschliche Körper als ein Mikrokosmos, ein Weltall im Kleinen. Sie lehrten, dass dieses «kleine» Weltall zum «grossen» in einem Verhältnis der Entsprechung stehe — das heisst, dass bestimmte Körperteile dieselben Eigenschaften aufwiesen, wie die ihnen «entsprechenden» Teile des Weltalls. Auf der Grundlage dieses Denkens entwickelte sich die Schwester der Astrologie: die Chiromantie oder Handlesekunst.

Die Handleser geben vor, auf Grund der Handformen und Handlinien den Charakter, den Gesundheitszustand und sogar die Zukunft eines Menschen erraten zu können. Sie sagen uns etwa: Die Hand stellt ein lebendiges Horoskop des Menschen dar, zu dessen Deutung es keiner so komplizierten Berechnungen bedarf wie bei der Astrologie. Die Sterne, die des Menschen Art und Schicksal bestimmen, spiegeln sich in der Hand. Darum werden bestimmte Teile der Handflächen nach den Planeten benannt: wir finden neben dem Venusberg und dem Mondberg einen Saturnring, eine

Sonnenlinie und so fort. Die gleiche Bedeutung, die den «Planeten» zugeschrieben wird, kommt auch diesen Handflächenstellen zu. So ist die Form des Venusberges ein Ausdruck des Gefühlslebens, die des Saturnrings ein solcher der Beziehung zu den dunklen Schicksalsmächten.

Diese «astrologische» Handleserei ist während Jahrhunderten betrieben worden. Sogar die Kirche duldet sie, und zwar deshalb, weil sie nicht nur diese eine — heidnisch-religiöse — Grundlage hatte, sondern noch eine zweite, wesentlichere, die wir heute als «Ausdruckskunde» bezeichnen würden. Wir wissen ja alle, dass es plumpe, grobe, feine, ja sogar «beseelte» Hände gibt, und ziehen von da aus gewisse Schlüsse. Auch reagieren wir auf etwas so Banales wie einen Händedruck oft sehr empfindlich. Wir dürfen also sagen: Etwa so wie ein Gesicht «redet», das heisst, etwas von dem Menschen ausdrückt, zu dem es gehört, so «redet» auch die Hand.

Diese moderne Betrachtungsweise hat aber erst in sehr bescheidenem Masse in das Handlesen Ein-

gang gefunden. Die Chiromanten verfahren immer noch nach dem System, das seit Jahrhunderten überliefert wurde. Darin spielen neben den Handformen die Handlinien eine sehr wichtige Rolle. Die Furchen, die die Hand kreuz und quer überziehen, sind nicht nur bei jedem einzelnen Menschen verschieden, sondern sie haben auch die Eigenschaft, sich im Lauf des Lebens zu verändern, manchmal von Jahr zu Jahr in augenfälliger Weise. Dieser merkwürdige Umstand ist aber wissenschaftlich noch nicht erforscht worden. Um es rundheraus zu sagen — wir wissen nicht, was er zu bedeuten hat.

Drei Linien sind am stärksten ausgeprägt: die Lebenslinie, die in der Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger ansetzt und um den Daumenballen herum verläuft, die Kopflinie, die fast an der gleichen Stelle wie die vorige beginnt und auf die Handmitte zu verläuft, endlich die Herzlinie, die unterhalb des Kleinfingers ansetzt und gegen den Zeigefinger hin ausläuft. Wie ihr Name lehrt, soll die Lebenslinie den Lebensverlauf als Ganzes, insbesondere aber den Zeitpunkt des Todes ausdrücken. Die Kopflinie gilt als Ausdruck der geistigen

Fähigkeiten. Aus der Herzlinie sollen wir die Gefühlshaltung erkennen. Die Deutung wird ergänzt durch viele kleine Neben- und Querlinien, deren Gesamtheit als eine Art magisches Siegel betrachtet wird, das dem Menschen aufgeprägt sei. Warum dem so sein soll, erfahren wir nicht. Man hat es seit Jahrhunderten behauptet, und darum sollen auch wir es glauben.

So tun wir wohl gut daran, dieser Schein-Systematisierung skeptisch gegenüberzustehen. Wenn die Handdeuter uns durch die Ergebnisse ihrer Kunst zu überzeugen vermöchten, könnten wir uns mit dieser vielleicht noch eher als mit der Astrologie befreunden. Der Schreibende hat jedoch mehrere Handleser — darunter sehr namhafte — bei der Arbeit beobachtet, und hat keinen einzigen gefunden, der mehr gesagt hätte, als ein aufmerksamer Beobachter aus der Umgebung, dem Verhalten und dem Gespräch des jeweils Untersuchten nicht auch hätte herausfinden können. Den allgemeinen Eindruck, den uns eine Hand sicher vermitteln kann, dürfen wir nicht überschätzen, und schon gar nicht als zuverlässigen Schlüssel zum Wesen eines Menschen betrachten.

Was die Schrift verrät

Die Deutung des Charakters aus der Handschrift wird oft mit dem Handlesen und dem Sterndeuten in einem Atemzug genannt. Die Graphologie hat sich also noch nicht ganz aus der Stellung einer Grenzwissenschaft in die einer echten Wissenschaft aufzuschwingen vermögen — vor allem weil auch heute noch allzu viele Pfuscher sie als ein mitunter fragwürdiges Handwerk betreiben. Trotzdem müssen wir anerkennen, dass sie im letzten Halbjahrhundert entscheidende Fortschritte gemacht hat. Der wichtigste ist der, dass sie von Aberglauben und blosser Zeichendeuterei befreit worden und auf solide Grundlagen gestellt worden ist. Die Voraussetzung dazu bildete die moderne Ausdruckskunde, deren ebenso einfacher wie einleuchtender Ausgangspunkt sich grob etwa folgendermassen formulieren lässt: Jede menschliche Gebärde drückt eine seelische Regung aus und ist damit ein Hinweis auf den Charakter und die seelische Struktur des Betreffenden. Diese Art Ausdruckskunde betreiben wir instinkтив jeden Tag.

Wir können einen lebhaft-fröhlichen Menschen von einem verdrossenen unterscheiden, ohne mehr von ihm zu kennen als die Art, in der er zum Beispiel morgens im Tram sein Billett vorweist.

Eine solche Ausdrucksgebärde ist nun auch die Handschrift. Auch diese beurteilen wir oft ganz gefühlsmässig. Wir verstehen ohne weiteres, warum zum Beispiel ein Napoleon mit kraftvollen, gewaltsamen Zügen schreibt, während die Schriftbänder des Operettenkomponisten Franz Lehar sich mit verspielter Liebenswürdigkeit über das Schriftfeld hinziehen.

In der Schule haben wir alle mindestens klassenweise dieselbe Schriftvorlage erlernt. Trotzdem schrieb schon damals jeder ein wenig anders, und in der Reifezeit veränderte sich unsere Schrift noch mehr, bis sie, als wir erwachsen wurden, ihre mehr oder weniger endgültige Prägung erhielt. Wir können tausend Schriften nebeneinanderlegen — keine wird gleich wie die andere sein. Auch unsere eigene Schrift wandelt sich noch im Laufe

der Jahre, in dem Mass, wie sich auch unser Charakter wandelt. Die Grundform unserer Schrift bleibt aber immer dieselbe, so sehr, dass sich sogar bewusste Fälschungen sehr oft nachweisen lassen.

Was tun wir nun überhaupt, wenn wir uns hinsetzen und einen Brief schreiben? Wir ent-äussern uns. Wir geben gleichsam ein Stück von uns selber weg. Das tun wir, indem wir ein leeres Stück Papier ausfüllen. Das Papier wird dadurch zu einem sinnbildlichen Ausschnitt der Welt, und wir füllen es so aus, wie wir unseren Platz in der Welt ausfüllen: sicher oder ängstlich, bescheiden oder überheblich. Da gibt es Leute, die mit dünnen Spinnenbeinen schüchtern über die «Welt» des Papiers hinstreichen, andere, die die Feder nicht oft genug ins Tintenfass tunken können und breitspurig daherfahren. Es gibt solche, die darauf achten, einen sauberen, klaren Rand einzuhalten, andere, die mass- und wahllos das Papier ausfüllen und in ihrem Eifer gar noch darüber hinausschreiben. Das alles hat seine Bedeutung und wird vom Graphologen zusammen mit vielen andern Merkmalen berücksichtigt.

Wir schreiben von links nach rechts. Links liegt also unser Ausgangspunkt, von links «kommen wir her». Das heisst, dass dort unsere «Herkunft», unsere Vergangenheit liegt. Im Sinnbild nennen wir es auch die «mütterliche» Seite des Menschen. Von links kommend, streben wir in der Schrift nach rechts. Dort «gehen wir hin», und aus der Art und Weise, wie einer sein Schriftband nach rechts zieht oder stösst, erkennt der Graphologe, wie er sich mit der Aussenwelt auseinandersetzt, was er werden oder tun will. Das heisst sinnbildlich oft die «väterliche» Welt. Nun schlägt die Schrift aber auch nach oben und nach unten aus. Hier greift der Graphologe auf die uns geläufige

Vorstellung des «oben» und des «unten» zurück. Daher sieht er in den «Oberlängen» (zum Beispiel den h-Schleifen) das Verhältnis des Schreibers zum Geistigen, und in den Unterlängen (zum Beispiel den g-Schleifen) dessen Beziehung zum Triebhaften.

Das sind aber nur einige der grössten Anhaltpunkte, die als solche noch lange nicht eine wirkliche Einsicht in das Wesen des Schreibers vermitteln. Hier kommt erst das schwierigste Kapitel der Graphologie: die sogenannte Strichanalyse. Man hat nämlich — mit Hilfe des Mikroskops — die merkwürdige Feststellung gemacht, dass ein Mensch nicht nur bestimmte Buchstabenformen schreibt und dabei einen mehr oder weniger starken Druck einhält, sondern auch seine eigene «Strichart» besitzt. Was der «Strich» ist, lässt sich eigentlich nur an Beispielen erklären, und es bedarf vieler Erfahrung und äusserster Sorgfalt, um dieses Merkmal richtig beurteilen zu können. Allerdings wird der Graphologe für die Mühe reich belohnt, weil der Strich ihm wirklich den Zugang zum Innersten eines Menschen eröffnet und er von da aus alle andern Merkmale im richtigen Licht sehen und einordnen kann.

Um die Schriftbeurteilung einigermassen zuverlässig betreiben zu können, bedarf es langjähriger Schulung und einer gründlichen wissenschaftlich-psychologischen Vorbildung. Freilich gibt es unverantwortliche Leute genug, die im blinden Vertrauen auf ihre Intuition oder auch nur ihre Geschäftstüchtigkeit «graphologische Gutachten» erstellen. Die wissenschaftliche Graphologie aber, die diesen Namen verdient, hat sich immerhin so weit durchsetzen können, dass zum Beispiel an der Universität Hamburg ein Lehrstuhl dafür errichtet worden ist. Wie weit haben wir uns da vom Sternenglauben der Babylonier entfernt! -er

D i e S c h n e e u h r

Albert Ehrismann

Ist im Himmelshof
eine Lämmerschur,
richte bald dein Haus
und die Uhr!

Wenn der erste Schnee
zärtlich weht,
achte, dass dein Herd
trocken steht!

Wenn der zweite Schnee
finster fällt,
ist noch Wein im Krug,
der dich hält.

Kommt der dritte Schnee
und liegt schwer,
gib von Glück und Brot
Aermern her!

Aber wenn der Schnee
endlos schneit,
sei nicht mehr allein,
sei zu zweit!

Denn die Himmelsuhr,
die nie ruht,
und uns allen ist,
meint es gut.